

Citation style

Kägler, Britta: Rezension über: Ulrike Wendt-Sellin, Herzogin Luise Friederike von Mecklenburg-Schwerin (1722–1791). Ein Leben zwischen Pflicht, Pläsir und Pragmatismus, Köln ; Weimar ; Wien: Böhlau Verlag, 2017, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 45 (2018), 3, S. 635-637, DOI: 10.15463/rec.799967379



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Wendt-Sellin, Ulrike, Herzogin Luise Friederike von Mecklenburg-Schwerin (1722–1791). Ein Leben zwischen Pflicht, Pläsir und Pragmatismus (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns, 19), Köln / Weimar / Wien 2017, Böhlau, 468 S. / Abb., € 60,00.

Die Rekonstruktion der finanziellen Verhältnisse der Schweriner Herzogin Luise Friederike macht das besondere Verdienst der vorliegenden Studie aus. Zunächst fragt Ulrike Wendt-Sellin nach den grundlegenden Voraussetzungen des materiellen Handelns der Fürstin. Dabei vergleicht sie die verschiedenen Lebensphasen – Kindheit, verheiratete Erbprinzessin, Herzogin von Schwerin, kinderlose Witwe – miteinander. Anschließend werden für jede Phase das Lebensumfeld der Fürstin und dessen „materielle Ausgestaltung“ ausgewertet. Hierbei kann sich die Autorin insbesondere auf Rechnungsbücher, Inventare, Testamente, aber auch auf Korrespondenzbestände stützen und jeweils die Einnahmen und Ausgaben gegenüberstellen. Die gute Quellenlage ermöglicht es, nicht nur für die Zeit in Mecklenburg, sondern auch für die heranwachsende Prinzessin in Württemberg Antwort(en) auf die Frage zu geben, welche Bedeutung Luise Friederike aus finanzieller Sicht für die „staatlichen“ Kassen hatte. Was kostete sie, was brachte sie ein? Wie verwaltete die Mecklenburger Herzogin ihr privates Vermögen? Lässt sich der höfische Konsum in Beziehung setzen zur einer wie auch immer gearteten Selbstrepräsentation der Fürstin?

Die Studie zeichnet sich dadurch aus, dass die Ergebnisse stets in den historischen Zusammenhang eingeordnet werden. Diese – auch sprachlich – überzeugende Kontextualisierung lässt das Lesen des Buchs auch für Interessierte außerhalb einer rein akademischen Leserschaft zum Gewinn werden. Hierzu trägt auch bei, dass Wendt-Sellin immer wieder auf vorangegangene Kapitel verweist. So stellt sie an verschiedenen Stellen Bezüge zu Erfahrungen aus Luise Friederikes Kindheit her. Das gleiche gilt für die Zeit nach dem Tod Herzog Friedrichs und die Fragen, die sich der kinderlos gebliebenen Witwe mit größter Dringlichkeit stellten: Wo sollte der Witwensitz eingerichtet, wie sollte der Hofstaat verringert werden? Wendt-Sellin gelingt es überzeugend, hier an die Erfahrungen zu erinnern, die Luise Friederikes Mutter ihrerseits in Württemberg gemacht hatte und die der Tochter vertraut waren.

Seit ihrer Heirat verfügte Luise Friederike über ein Deputat, das einer ständigen Bedarfskalkulation unterlag und aus der Hofkasse ausbezahlt wurde. Eigenmächtige Zugriffe auf Ressourcen des Herzogtums waren der Herzogin nicht gestattet. Allerdings konnte sie über ihr persönliches Vermögen (v. a. Mitgift, Aussteuer und Paraphernalien) weitgehend frei verfügen. Weitere während der Ehe erworbene Vermögen (Kapital, Landbesitz etc.) konnten ohne Einschränkung durch Hofinstitutionen oder ihren Ehemann veräußert, verschenkt, investiert oder vererbt werden. Wendt-Sellin arbeitet heraus, dass Luise Friederike ihr Vermögen gewöhnlich in Kapitalanlagen steckte und es durch den Erwerb von Grundkapital vermehrte. Sie investierte innerhalb der Grenzen des Herzogtums, so dass ihre symbolische Funktion als „Landesmutter“ auch eine praktisch-ökonomische Komponente bekam.

Ihre Verschuldungspraxis blieb dabei über die Jahrzehnte hinweg verhalten, sowohl was die Höhe der geliehenen Beträge, als auch was die Häufigkeit betraf. Bei kurzfristigem Kapitalbedarf verließ sich die Herzogin auf ein immobiliengestütztes Kreditmanagement. Kurzfristige Anleihen dienten lediglich der Zwischenfinanzierung von Waren oder Dienstleistungen, die auf Rechnung gekauft worden waren; in Paris und Hamburg insbesondere zum Kauf von Kleidern, Stoffen und Accessoires (305–312). Erst nach dem Regierungsantritt 1756 nahmen die Geldanleihen stetig zu. Auf eine Vielzahl von Geldgebern verteilten sich jedoch vergleichsweise kleine Summen. Zur

Veranschaulichung der Einnahmen und Ausgaben erstellt Wendt-Sellin Diagramme und geht auch gezielt auf den eigentlichen Prozess der Verschuldung ein. So zeigt sie, dass die Herzogin mit den Ausgaben letztlich nur wenig zu tun hatte, weil die meisten Einkäufe auf Rechnung erfolgten, für deren Abwicklung der jeweilige Kassier zuständig war (314 f.). Das gleiche galt für die Vergabe von Almosen und Trinkgeldern oder kleinere Dienstleistungen, die in der Regel auf Kosten des verantwortlichen Amtsträgers bzw. der herzoglichen Begleitung erfolgten.

Die biographisch-chronologisch angelegte Studie zeigt im Detail, welche Ausgaben im 18. Jahrhundert im Rahmen gesellschaftlich erwarteter Normen von einer (hoch-) adeligen Frau geleistet werden mussten. So setzt sich Wendt-Sellin selbstverständlich mit der Vielzahl von Supplikationen auseinander, zeigt aber auch, dass die „Herzogin als Fürsorgerin“ (199 f.) zwar mildtätige Almosen ausschüttete, die Abrechnungen der Schatullkasse jedoch selten mehr als einen geringen Prozentsatz der Gesamtausgaben ausmachten. Wie nicht anders zu erwarten, überstiegen die Ausgaben die jährlichen Einnahmen der Herzogin grundsätzlich bei Weitem. Anhand der Ausgabenpraxis für den Kauf und den Ausbau des Hamburger Hauses gelingt es jedoch, das Spannungsfeld von herrschaftlicher Repräsentationspflicht und ökonomischem Pragmatismus konkret werden zu lassen: Obwohl die bürgerlich-kaufmännischen Schichten der Herzogin sozial nicht ebenbürtig waren, überstieg die finanzielle Leistungskraft der Ersteren den ökonomischen Handlungsspielraum von Luise Friederike deutlich. Dennoch war sie gezwungen, auf materieller Ebene den gesellschaftlichen Erwartungen zu entsprechen und ihren Haushalt mit deutlich höherem Aufwand zu führen als die hanseatische Kaufmannschaft.

Insgesamt zeigt die Studie, welches Potential für die frühneuzeitliche Geschlechtergeschichte in den höfischen Rechnungsbüchern schlummert. Wendt-Sellin betont, dass die Gestaltungsspielräume einer Fürstin mit der Höhe ihres Vermögens zunahmen und grundsätzlich persönliches Vermögen in jedem Falle einen erheblichen Zuwachs an Selbstbestimmung mit sich brachte. Aber damit ist nur ein kleiner Aspekt angesprochen, den die vorliegende Studie leistet. Die rechtlichen, politischen und auch zwischenmenschlichen Voraussetzungen, die insbesondere im Wohlwollen und Einverständnis der Ehepartner zum Tragen kamen, bilden den Rahmen für die anschließende Auswertung der finanziellen Handlungsspielräume, die Luise Friederike für sich in Anspruch nehmen konnte.

Wünschenswert wären weitere Studien, die sich mit der wirtschaftlichen Bedeutung von adeligen Frauen, insbesondere am Hof, befassen. Wendt-Sellin legt eine quellen-gesättigte Studie vor, die auch für Fragen der Emotions- und Gesundheitsforschung interessante Aspekte bereithält. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang beispielhaft die Reisefreudigkeit der Herzogin, die fast jede ihrer Reisen gleichzeitig mit gesundheitsbefördernden Maßnahmen (z. B. Brunnenkuren) verband. Kritisch anzumerken bleibt lediglich, dass die Autorin zwar einleitend bemerkt, dass viele Studien die wirtschaftlichen und finanziellen Handlungsmöglichkeiten hochadliger Frauen eher am Rande thematisieren, gleichzeitig blendet sie aber das Vergleichspotential von Studien aus, die ebenfalls die lückenlose Überlieferung von Rechnungsbüchern zugrunde legen oder die wirtschaftliche Rolle von Frauen an protestantischen Höfen des nordeuropäischen Raums in den Blick nehmen. Zu diesen Studien zählen beispielsweise die Dissertationen von Beate Spiegel („Adeliger Alltag auf dem Land“, 1997) und Barbara Kink („Adelige Lebenswelt in Bayern“, 2007) oder die Arbeiten von Anu Lahtinen, Johanna Ilmakunnas und nicht zuletzt Merry Wiesner-Hanks, deren Publikationen zur wirtschaftlichen Rolle der (adeligen) Frau in der Frühen Neuzeit im

Literaturverzeichnis ebenfalls fehlen. Hier scheint der Fokus doch sehr stark auf die rein geschlechtergeschichtlichen Studien abgezielt zu haben.

Britta Kägler, Trondheim

Oehler, Johanna, „Abroad at Göttingen“. Britische Studenten als Akteure des Kultur- und Wissenstransfers 1735 bis 1806 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 289), Göttingen 2016, Wallstein, 478 S. / graph. Darst., € 39,90.

Wer weiß, wie schwer britische Studierende für Austauschprogramme wie Erasmus zu begeistern sind, und dies schon lange vor dem Brexit, der sehnt bisweilen das 18. Jahrhundert zurück, als Kavaliertouren, Gelehrtenreisen und Auslandsstudienaufenthalte zum guten Ton der gehobenen Gesellschaft gehörten. Deutsche Universitäten lagen freilich bereits damals abseits der Reiserouten junger Briten – mit einer signifikanten Ausnahme. An der Universität Göttingen schrieben sich zwischen der Aufnahme des Lehrbetriebs 1734 und dem Beginn der Kontinentalsperre 1806 237 Studenten von den Britischen Inseln und vereinzelt sogar aus den Kolonien ein – das mit Abstand größte Kontingent unter den nichtdeutschsprachigen Immatrikulationen. Den Erfolg der hannoverschen Landesuniversität erklären dabei, wie Johanna Oehler in ihrer Göttinger Dissertation erläutert, vor allem zwei Faktoren: Zum einen rückte Göttingen seit der Thronfolge der Welfen in Großbritannien 1714 und der damit verbundenen Personalunion zwischen dem Kurfürstentum und der britischen Monarchie stärker in das Blickfeld von Familien der „polite society“, die mit dem Studienaufenthalt ihrer Söhne an der von Georg II. gegründeten Universität ihre besondere Loyalität zum neuen Herrscherhaus unterstreichen wollten. Zum anderen profitierte die aufstrebende Universität von der Schwäche der englischen Konkurrenz. Das veraltete und primär auf die Ausbildung anglikanischer Kleriker ausgerichtete Lehrprogramm der Universitäten Oxford und Cambridge schreckte adlige Kreise und Angehörige der freien Berufe gleichermaßen ab. Neben den schottischen Universitäten wurde die Georgia Augusta daher gerade im späteren 18. Jahrhundert mit ihrem breiten Angebot an adligen Exerzitien und neuen, zeitgemäßen Studienfächern zu einer Alternative für Familien, die es sich leisten konnten, ihre Söhne auf eine Bildungsreise zu schicken.

Anfangs ließen britische Studenten jedoch ungeachtet der von den Universitätsgründern gehegten Hoffnungen auf sich warten. Erst im Anschluss an den 1748 nach allen Regeln frühmoderner Öffentlichkeitsarbeit inszenierten Besuch Georgs II. an ‚seiner‘ Universität begann sich eine größere Gruppe, vornehmlich (hof-)adliger Herkunft, in Göttingen zu immatrikulieren. Der Trend steigender Besucherzahlen aus Großbritannien brach jedoch nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges rasch wieder in sich zusammen. Erst nach 1770 nahmen die Zahlen erneut zu. Die letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts erlebten dann den eigentlichen Höhepunkt britischen Interesses an der Landesuniversität, nicht zuletzt infolge des Wirkens rühriger Mittlerfiguren, allen voran Georg Christoph Lichtenberg, und von ‚Marketingfolgen‘ wie dem mehrjährigen Studienaufenthalt der drei jüngsten Söhne Georgs III. ab 1786. Der Adelsanteil unter den britischen Studenten blieb zwar bis 1790 beachtlich, nunmehr kamen jedoch vermehrt Briten aus bürgerlichen Kreisen nach Göttingen, die eine Karriere in der Staatsverwaltung, vor allem der Diplomatie, und im Militär, in Handel und Banken oder als Ärzte anstrebten. Mit Ausnahme der angehenden Mediziner, die in der Regel bereits ein Fachstudium absolviert hatten und ihre Ausbildung mit dem Besuch berühmter kontinentaler Ausbildungsstätten abrunden wollten, trachteten die